



Feierabend



Der Heiratsbetrüger.

Von Dr. Robert Feindl.

Im Pan-Verlag (Berlin) ist ein Buch des berühmten Kriminalisten Dr. Robert Feindl erschienen, das in tiefstürzender Weise nicht nur die Probleme der Strafrechtspflege behandelt, sondern das auch alle mit dem professionellen Verbrechenertum in Zusammenhang stehenden Fragen, nicht zuletzt die nationalökonomische Seite des Problems in fesselnder Weise erörtert. Der Verfasser, eine Autorität von Weltruf, besitzt das Buch „Der Berufsverbrecher“. Es umfaßt etwa 600 Seiten und enthält 238 Bilder nach Tatortphotographien. (Preis des Werkes 27 Mark.) Um dieses aufsehenerregende Buch schreiben zu können, hat der Verfasser jahrelange Studien und viele Reisen gemacht, die ihn ebenso in die Dschungeln Indiens, wie in die spanischen und französischen Strafkolonien führten. Alle „Spezialisten“ des modernen Verbrechertums werden in dem Buche geschildert, Hochstaplerinnen, Heiratsbetrüger, Mädchenhändler, Mörder, allerlei Desperados, der Abgott der Menschheit, wie ihn die kapitalistische Gesellschaftsordnung hervorbringt, zieht am Auge des Lesers als eine internationale Revue des Berufsverbrechertums vorüber. Das Buch leuchtet in schauerliche Abgründe hinein und vereinigt mit streng wissenschaftlicher Darstellung eine vorzügliche Erzählungskunst. Mit besonderer Erlaubnis des Pan-Verlages, Rolf Heise, Berlin-Charlottenburg, sind wir in der Lage, hier ein Kapitel aus diesem Werke abzurufen:

Auch der Heiratsbetrug wird in einem Maßstab praktiziert, von dem der Laie sich falsche Vorstellungen macht. Wir sprechen hier natürlich nur von den gewerbsmäßigen Heiratsbetrüglern, die sich nie wirklich verheiraten, sondern nur zum Schein als Bräutigam oder Braut auftreten, oder als Vermittler von Ehen sich gerieren, die nie geschlossen werden sollen. Das sind die Pseudo-Ingenieure und Pseudo-Finanziers, die Barone und Grafen, deren Adel nur auf ihren Visitenkarten steht und die irgendeinem Startoffelgroßhändler oder Zahnarztfabrikanten, der ihr Schwiegervater werden soll, Sand in die Augen streuen.

Man denke an jenen Novaratschewer, der ein direkter Nachkomme des Mannes mit der eisernen Maske zu sein vorgab. Er fand

eine reiche europäische Familie, die ihn die Tochter anhängen wollte. Er ließ sich im voraus große Summen zur Einrichtung einer luxuriösen Wohnung geben und hatte sogar die Frechheit, die gefälschte Rechnung für eine Hofgala-Uniform dem Schwiegervater in spe zur Begleichung vorzulegen. Als die geprellte Familie hinter den ganzen Schwindel kam, ließ sie ihm alles, um nur ja den Skandal zu vermeiden. Ja, er verlangte sogar eine Entschädigung, weil er während der Brautzeit sich keinen anderen lukrativen Geschäften hätte widmen können. Auch diese zahlte man ihm.

Ein Jahr später machte er sich an eine alte reiche Witwe heran. Jetzt trat er als unehelicher Enkel Ludwigs XVIII. auf. Aber diesmal entwißte ihm sein Opfer rechtzeitig. Die Perspektive, mit dem französischen Königssohne verwandt zu werden, brachte das kleine Gehirn der Witwe derart in Aufruhr, daß sie ins Irrenhaus gesteckt werden mußte. Der Bastard von Frankreich wurde ins Zuchthaus gesteckt.

Die Heiratsbetrügerinnen sind nicht minder zahlreich, als ihre männlichen Berufskollegen. In jeder Großstadt gibt es eine Menge reicher Witwen und Millionerwitwen, die den Schwindel bis zum Vorabend der Hochzeit treiben, um dann zu verschwinden. Wenn sie die Sache geschickt einfaßeln und vor allem Situationen schaffen, die der Bräutigam auf einmal spinnen und die Verlobten sie ungestraft ein Opfer nach dem andern ausbeuten. Nur wenn sie zu viele Intriguen auf einmal spinnen, und die Verlobten sich gleichzeitig häufen, statt einander nachzufolgen, kommt es hin und wieder zu Anzeigen und Gerichtsverhandlungen. Wir erinnern nun an jene Hochstaplerin, die zur selben Zeit mit einem Oberst, einem Architekten, einem berühmten Geigenvirtuosen und einem schwerverreichen Charutier (Aleichbauer) verlobt war. Der Charutier — natürlich! — brachte die Sache vor Gericht: er bemerkte zufällig am Finger eines seiner Konkurrenten einen wertvollen Ring, den er seiner Verlobten geschenkt hatte, und ließ zur Polizei.

Diese Abenteurerinnen machen alle Großstädte, Badeorte, Wintersportplätze unsicher, verdrängen den Männern durch ihre Eleganz den Stopp und plündern sie dann aus. Sie betreiben die Jagd nach dem Mann als Wil-

derer, und zwar mit einer Schuffertigkeit, die nie daneben trifft. Hier wird das professionelle Verbrechen zur Virtuosität, zur Kunst.

Und dann die Heiratsbüros! Es ist nicht zu leugnen, daß es einige seriöse Firmen darunter gibt, vor allem unter den „Schadchen“. Aber in der Regel sind diese Agenturen Schwindelunternehmungen und die Mehrzahl ihrer Stunden sind Tangenichtse oder Wistlinge oder sonstige dunkle Ehrenmänner.

Oder gibt es ernstzunehmende Leute, die zu solchen Büros ihre Zuflucht nehmen? Nur alte Mädchen, die durch ihre Häßlichkeit oder ihren bösen Charakter alle Freier verschucht haben und infolge des Jolibats schließlich vollkommen ungenießbar geworden sind, reagieren auf jene Annoncen der Heiratsvermittler, in denen ein junger Mann, blond, sich nach Liebe sehnt und eine Schwesterseele sucht.

Und wer meldet sich bei Anzeigen? Womöglich eine zwanzigjährige Doppelwaise mit 1.200.000 Mark Mitgift, „später mehr“, einen Mann, ersten Charakters, aus angesehenem Hause heiraten möchte?

Den „ersten Charakter kennen wir!“ Das ist ein tief in Schulden stehender Lebemann, in allen Teilen brüchig und verbraucht. Auch wenn die Doppelwaise einen kleinen Fehltritt begangen haben sollte, zögert er nicht. Er läuft zur Agentur. Dort wird er von einer älteren Dame in schwarzer Seide und Similibrillanten empfangen. Das Präliminar, eine kleine Einschreibgebühr, je nach dem Äußerem des Kunden, zehn bis fünfzig Mark. Man zeigt die Photographie der Doppelwaise. Alle Achtung! Kräftig gebaut, korpulent, fleischig! Sie sieht wohl ein bißchen älter aus, als zwanzig, auffallend reif für ihr Alter. Aber Doppelwaisen haben immer so viel Kummer durchgemacht, daß das nicht weiter verwunderlich ist.

Die Heiratsvermittlerin arrangiert ein Rendezvous. Eine kleine intime Tee-Gesellschaft in ihrer Wohnung. „Wir haben sehr komfortable Räume, mein Herr!“ brauche ich hinzuzufügen, daß das extra kostet? Abermals ein Goldstück, das der Gentleman aus seinem Portemonnaie holen muß. Die Heirat kommt natürlich nie zustande. Die Erbin hat „ihren Sinn geändert“, oder sich sterblich in einen anderen verhebt, von dem sie nicht lassen kann. Die Einschreibgebühr und die Kosten für den kleinen Tee sind zum Teufel.

Daß man die Heiratsbüros nie fassen kann, ist klar. Wendet sich ein Mensch aus jugendlicher Unerfahrenheit an eine solche Agentur, so hat er wenigstens nach dem Hergebrachten so viel Verstand, sich nicht auch noch durch eine Anzeige bloßzustellen. Daß alle Mädchen den Tribut schweigend zahlen, ist erst recht verständlich. Sei wollen zum Schaden nicht auch noch den Spott. Die brüchigen Kavaliere, voll Schulden und geheimer Leiden, scheuen erst recht den Gerichtssaal. Und selbst wenn ein Voraussetzungsloser einmal Anzeige erstattet, kann der Dame in Schwarzleidenden nichts passieren. Die Polizei weiß, daß sie eine gewerbsmäßige Schwindlerin ist, die ausschließlich vom Betrug lebt, aber der Nachweis aller Tatbestandsmerkmale des § 262 St.-G.-B. ist unmöglich. Die würdige Dame kennt ihr Strafgesetzbuch und hat vorgebeugt.

Und auch den falschen Bräuten und Freiern gegenüber ist die Polizei meist machtlos. In den weitaus häufigsten Fällen erfährt

sie von dem gelungenen Schwindel nichts, weil das Opfer sich schämt. Und selbst wenn sie von sich aus einschreitet, muß sie schließlich stets den Gauner oder die Hochstaplerin laufen lassen, weil die Geschädigten sie im Stich lassen.

Vor vielen Jahren beobachtete ich in einem weltbekannten Sanatorium einen „Opernfänger“, der als Heiratschwindler und Erpresser arbeitete. Ich sah mir, da ich die Schwierigkeit des Ergreifens kannte, die Sache mehrere Monate lang an. Als häufiger Gast des Kaffeehauses, gegenüber dem Sanatorium, hatte ich reichlich Gelegenheit dazu. Bräute kamen und gingen, kamen vergnügt und stolz und zogen abgehärmt und mit roten Augen ab. Der Opernfänger aber wurde immer fetter und wohlhabender. Schließlich griff ich zu; denn das Sanatorium gehörte zu meinem Amtsbezirk. Ich ließ den Mann verhaften und mir vorführen. Sein letztes Opfer wurde in diskretester Weise gebeten, sich zu einer Besprechung in meinem

Büro einzufinden. Sie kam, war entrüstet, leugnete, je einen Pfennig dem Sänger gegeben zu haben, leugnete den Mann überhaupt näher zu kennen und verfiel zum Schluß in einen hysterischen Anfall. Es war keinerlei belastende Anzeige aus ihr herauszubringen. Dabei wußte ich durch einwandfreie Feststellungen, daß der Gauner sie ebenso wie ihre Vorgängerinnen bereits schweres Geld gekostet hatte, daß es bereits wüste Auseinandersetzungen, Drohungen, Weinkrämpfe gegeben hatte, deren Details die Kurgäste Wort für Wort hören konnten, die die Zimmer neben dem Opfer bewohnten. Die Staatsanwaltschaft ließ den Opernfänger wieder laufen.

Kürzlich — nach vielen Jahren — begegnete ich ihm an der Ecke des Kurfürstendamms und der Joachimshaler Straße. Er war noch dicker geworden. An den Fingern wertvolle Ringe, die Kleider offenbar vom teuersten Schneider. Auf dem Theaterzettel bin ich seinem Namen noch nie begegnet.

„Wien lacht. . .“

Von Paul Guttman.

Vor drei Tagen war ich in einer Gesellschaft, wo jemand in der Unterhaltung die Frage aufwarf, wie es denn zurzeit in Wien aussähe. Ein eleganter junger Mann, jener winzigen Klasse angehörend, die sich keine Sorgen zu machen braucht, sagte: „In Wien ist das Leben so schön wie je. Wien lacht.“ Keiner wunderte sich; denn alle waren überzeugt, daß dieses Sonntagsland unter den deutschen Städten trotz der vorhergegangenen Schicksalschläge nichts anderes sein könne, als froh und lustig zu sein und zu lachen. Mit Entrüstung wird derselbe junge Mann ein oder zwei Tage später aus der Zeitung entnommen haben, daß es in Wien einige unverschämte Elemente gibt, die den anderen das Lachen zu verfalzen suchen und eine beträchtliche Störung der allgemeinen Zufriedenheit hervorgerufen haben.

Das lachende Wien ist eins der genialsten Trugbilder, das die herrschende Klasse eines Landes errichtet hat. Der Durchschnittsfremde, der nach Wien kommt, lernt eine Stadt kennen, die an Pracht, Eleganz, Vornehmheit nichts ihresgleichen zu haben scheint. Er ahnt nicht, daß ihm eine Art Potemkinsches Dorf gezeigt wird, die sogenannte innere Stadt, der erste Bezirk, nämlich alles das, was sich um die Burg, den Kaiserhof, gruppiert hatte. Hier empfing der Monarch den reichen Adel, der in der Nähe seine Paläste hatte, hier stehen Parlament, die Hoftheater und Ministerien, hier loden aus den schönsten Auslagen die erlesensten Gegenstände zum Kauf, hier sind die Stätten des Genußes und Vergnügens. Früher, vor den Zeiten des Foytrotts und Schimmys, da man noch nicht in Valencia oder Honolulu das gelobte Land erblickte, ertönte allabendlich aus Schenken und vom Brettl herab in mehr oder minder musikalischen Klängen das Loblied Wiens und der Wiener, so daß man glauben konnte, in den Gefilden der Seligen zu sein. „Es gibt nur a Kaiserstadt“, „Bindobona, gute Mutter, sieh dir deine Kinder an“, „Das ist mein Wien“ bis zum trunkenen Jubelschrei des Uwiener: „Verkauf's mein Gewand, ich bin im Himmel!“ So sah Wien für den ahnungslosen Fremden aus, so lebt es in den Vorstellungen der Völker. Radhändler und Heuriger, die „Grinzinger“ und die herzigen Wiener Madeln, der lustige Fiaker und das treuherzige Volk, Walzer und Ostrampfer, der feiche Komiker mit dem ewig vergnügten Grinsen, das sind so die Requisite einer Lebende, wonach man sich in Wien wie im Schla-

ffenland befindet, dem zwar der leidige Krieg vieles geraubt hat, wo es aber noch immer nach der Devise des alten Complots hergeht: „Lustig und froh, a bisserl reich . . . das ist die Stadt, wo meine Wiege stand.“

Wehe aber, wenn der Fremdling sich neugierig aus den paradiesischen Gefilden des ersten Bezirks nach den äußeren, ringsherum liegenden Stadtteilen, den sogenannten „externen Gründen“, begibt. Hier reißt sich in trostlos öden engen Straßen Mietskaserne an Mietskaserne, deren verfallenen Fassaden man den Jammer ihrer Bewohner anmerkt. Geschäfte von einer Dürftigkeit, wie sie in keinem Berliner Vorort anzutreffen ist, legen Zeugnis ab von der Armut der Bewohner. Kein Baum, kein Blumenschmuck, nichts, was zur Verschönerung des Daseins beitragen könnte. Das ist nur für die Reichen, die in dem schmalen Gürtel um die Inngensstadt oder an den bevorzugten Bergabhängen wohnen. In Favoriten, in Hernals, Dörfing, und wie jene vom werktätigen Volk bewohnten Stadtteile heißen, empfängt den Wanderer das Bild einer hoffnungslosen Lede, daß er die Flucht ergreift und seinen Traum vom lachenden Wien in der Innenstadt weiterzuträumen sich ansieht. Jene großartigen Versuche, dem Volk würdige Wohnstätten zu bereiten, die von der sozialdemokratischen Gemeindeverwaltung unternommen wur-

den, jene monumentalen Wohnstätten für das Volk, verdrängen mühsam das bellemmende Gesamtbild einer Stadt, wo der Reiche in Pracht und Luxus lebt, der Arme in übermäßiger Beschränkung haust. „Das ist mein Wien, mein liebes Wien,“ dieses und ähnliche Schmeicheleinreden galten niemals für jenes elende, verkommenste Volk. Das lachende Wien ist dies verlogene Fahrmarktschild einer Gesellschaft, die auf einem Vulkan tanzt und jeden Ausbruch dieses siedenden Kraters als eine unerläuete Störung betrachtet, einer Gesellschaft, die aus vier Kriegsjahren und aus einem . . . Geschichte nie erlebten Zusammenbruch nur das eine gelernt hat, daß es besser ist, sich zu amüsieren als gerecht zu sein.

Während aber mit der Legende des lachenden Wiens eine kleine Gesellschaftsschicht sich und die Welt weiter betrog, wuchs ein neues Volk heran, das am Lachen teilhaben wollte, nicht an jenem Lachen, das zur Grimasse geworden war, sondern an dem gesunden, fröhlichen Lachen, dem heiteren Lachen, das aus den Strömen und Bergen der Heimat kommt. Dieses Volk ist noch jung, aber es wächst und gedeiht, und wenn es in seiner tappischen Kraft mitunter aufbäumt und auch über die Stränge schlägt, so wird der heitere Himmel seines Landes auch diese Kraft in Harmonie umgestalten.

Teilnahme.

Von Lajos Nagy.

Um acht Uhr abends arbeitete der Direktor noch in der Bank. Er war ungefähr 40 Jahre alt, aber ein noch jugendlicher, hübscher Mann, die Ruhe, die Kraft und die Eleganz selbst. Er erledigte noch ein oder zwei Akten, tat sie dann aber in die Lade, läutete um seinen Sekretär, fragte ihn dieses und jenes, nahm seinen Hut, zog die Handschuhe an und ging; der Sekretär grüßte untertänig, und er erwiderte nacheinander den Gruß des Sekretärs.

Der Portier sah auf einem Stuhl vor dem Tor. Er sprang auf, schlug die Haken zusammen und grüßte. Der Direktor nickte wortlos mit dem Kopf. Vor dem Tor stand das offene Auto des Direktors, daneben raudte der Chauffeur, zu dem Portier gewendet, seine Zigarette, offensichtlich haben sie miteinander geplaudert. Die beiden sahen vom Direktor und haben ihn natürlich gelobt.

Schon flog aber der brennende Zigarettenstumpf in die Mitte der Straße, der Chauffeur

tat einen langen Schritt und öffnete den Wagenschlag. Der Direktor blieb für einen Moment stehen, dann blickte er auf die Uhr und sagte: „Wiejengasse 2.“

Die Wiejengasse ist draußen in der Vorstadt, ziemlich weit von der Bank. Es ist wohl wahr, daß das für ein Auto nichts bedeutet. Der Chauffeur aber beobachtet immer seinen Herrn, und er kennt ihn schon sehr gut: als wäre in dessen Gesicht, wie er auf die Uhr blickte, ein winziger Kerker aufgesammt. Er sagte wohl nichts, aber nach dem Gefühl des Chauffeurs war es soviel, als hätte er gesprochen. Der Chauffeur schloß die Tür, sprang zum Steuer, hupte automatisch und das Auto setzte sich auch schon in Bewegung. Sie bog auf die Ringstraße ein, dort sausten sie schon in einem rasieren Tempo dahin; von dem bewölkten Himmel fielen vereinzelte Regentropfen.

Der arbeitslose Johann Komjäger wollte über die Straße gehen. Und wie das schon zu

sein pflegt: von der einen Seite brauste ein Motorrad daher, von drüben kam die Elektrische einhergefaßt, Johann Kontischer schreie vor dem Motorrad zurück, sein betäubter Verstand blieb für einen Moment stehen, er suchte auf einer Stelle herum und suchte, das Auto, in welches Johann Kontischer geradezu hineingelaufen war, welches in den zwischen dem Motorrad und der Elektrischen befindlichen Raum mit verrücktem Durst hineingelaufen kam, warf Johann Kontischer zu Boden.

Der Chauffeur bremste, das Auto blieb einige Schritte hinter Johann Kontischer stehen. Der Chauffeur blickte mit plötzlich entflammtem Haß auf den am Fahrweg liegenden Trümmerhaufen. Der Direktor stieg stumm aus dem mörderischen Auto. Vom Gehsteig war der entsetzte Ausschrei einer Frauenstimme zu vernehmen, von hier und dort eilten Menschen zu dem Verunglückten. Der Chauffeur stieg langsam vom Sitz und schritt langsam zu der Leiche. Jawohl, Johann Kontischer war tot; tot auf den ersten Blick, es war nicht einmal zu hoffen, daß es bloß eine Ohnmacht sei, derart war die Zielung, die er einnahm und die schredliche Regungslosigkeit. Schon waren einige A... um den Toten herum, aber es wurden noch immer mehr, laute Bemerkungen und Flüche ließen sich vernehmen. Der Chauffeur zitterte. Der Direktor zog sich weiter zurück und stand stumm dort, weiß wie die Wand. Als bald kam auch ein Wachmann. Er schrieb den Direktor auf: Paul Dagat, Banddirektor, Trommlergasse 5. Den Chauffeur verhaftete er: Wenzel Husela, Chauffeur, Trommlergasse 5, Souterrain, besser gesagt Keller. Er agnoszierte den Leichnam, aus den in seiner Tasche vorgefundenen schmutzigen Papieren stellte es sich heraus: Johann Kontischer, Tagelöhner, Sumpfsstraße 90. Ja, Johann Kontischer, arbeitsloser Tagelöhner; jold einen Arbeitsloser überfährt ein Auo viel leichter wie irgendeinen anderen Menschen, denn der andere, bitte, geht und schaut, aber der Arbeitslose starrt nur vor sich hin und joleppt sich vorwärts.

Der Direktor zündete sich nur aus bloßer Nervosität eine Zigarette an. Aber er nahm einen Taxameter: „Wiesengasse 2“, sagte er noch immer bleich. Er kam mit 20 Minuten Verspätung an. Er wurde schon erwartet. Es waren mehrere Gäste zum Souper geladen, Herren und Damen; im Gesellschaftszimmer wurde fröhlich geplaudert.

„Ich bitte um Verzeihung,“ begann der Direktor. Und er erzählte das „Moiheur“, d. h. den kleinen Zwischenfall.

„Unerhört! Schredlich!“ und ähnliche Bemerkungen waren zu vernehmen, am meisten von den Lippen der Frauen.

„Und du mußtest natürlich mit einer Toge kommen?“ fragte der scharfsinnige Hausherr.

„Und was wird jetzt mit dem Chauffeur geschehen?“ meinte ein junges Mädchen.

„Man wird ihn einsperren,“ lautete die Antwort.

Die Geschichte nahm aber als bald ein Ende. Der Direktor, der noch immer bloß war, verstimunte und blickte, in der Mitte des Zimmers stehend, um sich.

„Auf zum Souper,“ erklang der Befehl. — Die Gesellschaft begab sich ins Zimmer. Aber drei zündschlüssellose Damen steckten die Köpfe zusammen: „Armer Paul, er tut mir so leid!“ sprach die eine mit einem Seufzer.

„Tatsächlich, wela ein Pech der Arme hat! Verbit hat sein Auto schon beinahe jemanden überfahren.“

„Schredlich, man kann nie wissen, waut einem eine Unannehmlichkeit zustoßt.“

Und so ging es weiter, indem sie sich plaudernd in den Speisesaal begaben, bis zur Vorweife, die aus Karfiol in gerösteten Zennelbröseln bestand.

Zwei Geschichten vom Kriege.

Von Iwan Heilbut.

Feuerprobe.

Ich ging mit einer sehr schönen Dame in Potsdam spazieren. Und weil wir eben in Potsdam waren, kamen wir auf den Tod zu sprechen.

„Der Krieg ist heilig,“ sagte die Dame.

„Das Leben nicht auch?“ fragte ich Antwort.

„Gäbe es Krieg,“ glühte die sehr schöne Dame, „so wollt' ich in Männerkleidung Maschinengewehr und Mörser bedienen. Angeln sollten mich wie Schlossen umhageln, giftige Wellen über mich hingehen.“

In diesem Augenblick riefen mehrere Leute: Puh! und einige Damen fingen sogar an, zu laufen. Was war geschehen? Der Wind sprügte Sand durch die Straße, die Luft war voll von Myriaden fliegender Körnchen, die in Augen und Nase und unter die Kleidung sprangen. Vielleicht war die Ursache ein gelöcherter Sandbad — es war wie ein Regen.

„Pu! puh!“ schrie die sehr schöne Dame, drehte bei und ich sah ihre schönen Beine mit der Geschwindigkeit eines Osterhasen in den schützenden Eingang eines Modeladens verschwinden.

Antwort.

Der junge Mann wünschte sehr einen Krieg, „denn,“ sagte er, „süß ist der Tod auf dem Felde d. Ehre.“

Als er aber in einem Schlammloch — und eine große Schar von kleinen Bewohnern auf seinem Leibe zu Hause war, sagte er zu sich selbst: So habe ich's nicht gemeint, und lief weg.

Er wurde aber gefangen, und am nächsten Tage führte er eine beträchtliche Anzahl von Antennenläusen auf sein Herz gerichtet.

Wenn mir wenigstens einer erklären würde, dachte der junge Mann, ob ich damals, als ich das Sterben wünschte, verrückt war — oder ob ich's erst heute bin?

Da sagten alle Gewehre: Knall! — Und er wußte Bescheid. Und war tot.

Insekten als Laternen.

Die Glühwürmchen und ihr Licht. — Ungelöste Fragen. — Die Blühwanzen in der Flajche. — Käferlarven als lebende Laternen.

ml. Die Feuerpünktchen, die an den Sommerabenden lautlos durch die Luft hüpfen, haben der Wissenschaft schon viel Kopfschmerzen bereitet. Es gibt eine ganze Menge von Tieren, die die Eigenschaft besitzen, im Dunkeln zu leuchten, so gewisse Tintenfische, Meeresschnecken, Quallen und Feuerwalsen, wie auch in den Tropen heimische Vögel, die Weber, oder Prachtsinken, deren Jungen zu beiden Seiten des Schnabels kleine leuchtende Flecke haben und in den finsternen Nestern die Fütterung er möglichen. Die bekanntesten aller dieser Leuchttiere sind die Johanniswürmchen, die bei uns in zwei Arten, einer größeren und einer kleineren Form, vorkommen. Mit ihrer geheimnisvollen Leuchtkraft hat sich die Forschung schon vielfach beschäftigt. Man nahm z. B. an, daß die Käfer die Leuchtstoffe mit ihrer Nahrung, dem leuchtenden Humus, in dem oft verwehende, im Dunkeln leuchtende Stoffe enthalten sind, zu sich nehmen. Das Leuchten dieser verwehenden Stoffe und das Leuchten der Johanniswürmchen beruhen nun vermutlich auf derselben Ursache, nämlich auf dem Vorhandensein von Leuchtorganen, die, wie in jüngster Zeit angestellte Untersuchungen gezeigt haben, mit den Käfern in einer ständigen Lebensgemeinschaft oder Symbiose leben. Auf welche Weise die Käfer zu den Bakterien kommen, ob sie ihnen etwa doch durch die Nahrung zugeführt werden

hat sich allerdings bis heute noch nicht ergründen lassen.

Dagegen hat man mancherlei andere bemerkenswerte Erscheinungen an den Leuchtkäfern beobachtet. So gibt es beispielsweise in den Tropen Leuchtkäfer, deren Licht jeweils immer nur genau 1, 3 oder 5 Sekunden leuchtet und dann für 5 Sekunden wieder verlischt. Nun hat man kürzlich die Feststellung gemacht, daß solche Leuchtkäfer, sobald man ihnen Adrenalin, den in der Nebenniere des Menschen enthaltenen Stoff einspritzt, unausgesetzt 24 Stunden hindurch leuchten. Das Leuchten kann also durch chemischen Einfluß wesentlich verändert werden; vor Jahren hat man aber schon festgestellt, daß das Leuchten vom Leben des Käfers überhaupt unabhängig ist, da Leuchtsubstanz, die man einem Käfer entnommen und mit Wasser besudelt hatte, noch nach einem Jahr leuchtete. Jedenfalls geben die Leuchtkäfer der Wissenschaft noch manche Frage zu lösen.

Bei einigen tropischen Leuchtkäfern ist das Licht, das sie ausstrahlen, außerordentlich stark, so daß z. B. die Indianer ihre großen Leuchtkäfer in Flaschen füllen, um diese dann als Laternen zu benutzen oder die „Blühwanzen“, wie man sie im tropischen Südamerika nennt, in durchlöcherter Kürbisse füllen, die, von der Zimmerdecke herabhängend, als Lampen dienen. Auf Ceylon sind Leuchtkäfer einheimisch, bei denen sogar auch die Weibchen leuchten. Besonders charakteristisch zeigt sich dies bei einer Art, deren Weibchen sich nie zu Käfern entwickeln, sondern immer nur im flugunfähigen Larvenzustand verbleiben. In diesem Zustand leuchten sie aber so kräftig, daß ihr Licht dem einer kleinen Laterne gleichkommt.

Meere — Seen — Flüsse.

Die Gewässer des Amazonasstromes führen etwa 3000 verschiedene Arten von Fischen. Die europäischen Flüsse kennen nur etwa 150 Arten.

Der Titicaca-See in Südamerika ist der höchstgelegene der großen Landseen. Er liegt 3920 Meter über dem Meere, ist 160 Kilometer lang, im Mittel 60 Kilometer breit und bis 218 Meter tief.

Das „Planet-Tief“ des Sillen Ozeans, 40 Seemeilen östlich von Mindandans (Philippinen), 1912 vom deutschen Vermessungsschiff „Planet“ gemessen, beträgt 9788 Meter. Es ist die tiefste bisher gemessene Meerestiefe.

Der Salzgehalt des Meerwassers beträgt: im Durchschnitt 35—36 Gramm Salz auf 1 Kilogramm Meerwasser.

Der Atlantische Ozean, die zweitgrößte Wasserfläche der Erde, umfaßt einen Flächenraum von 90 Millionen Quadratkilometern. Die Durchschnittstiefe ist zirka 4500 Meter.

In Krain unterhalb des Sabelalles wurde eine herrliche Grotte entdeckt, in der sich ein unterirdischer See befindet. Er soll kristallklares Wasser haben und sehr tief sein.

Der Rhein ist seit altersher eine der am meisten befahrenen Wasserstraßen. Er hat schon zur Zeit der Karolinger eine wichtige Rolle im Handel der Völker gespielt.

Im Jahre 1200 wurden bei Faltsterboe in Schweden und Travemünde die ersten Feuer unterhalten, aus denen sich die Leuchttürme entwickelten.

Zitteraale gibt es im Amazonasstrom. Sie können derartig starke elektrische Schläge versetzen, daß ein Mensch dadurch getötet werden kann.

Der Kaiserkanal, eine künstliche Wasserstraße, die Tientsin mit Hangtshou in China verbindet, hat eine Länge von 1500 Kilometern.

Das Schwarze Meer führt diesen Namen nach den dichten, dunklen Nebeln, denen es oft ausgesetzt ist.

Man lernt nie aus.

Der größte Edelstein der Welt ist ein weißer Topas, der augenblicklich im Field-Museum in Chicago ausgestellt ist. Er wiegt nicht weniger als 90 Pfund. Man hat berechnet, daß er genügt, um 200.000 Ringe zu liefern.

Der Sprache nach zerfällt die europäische Bevölkerung in 154 Millionen Germanen, 150 Millionen Slawen, 130 Millionen Romanen, 21 Millionen Mongolen, 1,5 Millionen Albaner, je 600.000 Basen und Zigeuner und 400.000 Armenier.

Gebanten-Splitter.

Woher kommt es denn aber, daß ihr, die ihr unsere Ideen teilt, unsere Ansichten und Bestrebungen mit eurer Sympathie begleitet, daß ihr noch nicht eingezzeichnete Mitglieder seid? O, ich kenne den altbekannten Grund dieser Erscheinung wohl! Man klatscht Beifall, sympathisiert; aber man läßt gewähren und behält sich vor, an den Früchten der Bewegung teilzunehmen, die andere mit ihren Kräften erarbeitet haben werden! Ich frage aber euch: Ist das ein männliches, ist das eines Arbeiters würdiges Benehmen? Welches ist der Unterschied zwischen einem Arbeiter und einem Schmarotzer, wenn nicht der, daß letzterer von fremder Arbeit leben und da ernten will, wo er nicht gesät hat? ... Euch also, die ihr nicht von fremder Arbeit leben wollt; und da ernten, wo ihr nicht gesät, euch, die ihr nicht mit eurem Beifall und Aklamationen begleitet, euch ermahne ich zur Scham! Vossalle.

Allerlei.

Das größte Schwimmbassin der Erde ist eben in San Francisco fertiggestellt worden. Die Stadt, die nach einem großzügigen Plane Parks, Spiel- und Sportplätze anlegt, hat durch Schaffung dieses Riesengewässerbeckens Schwimmgelegenheit für 10.000 Menschen geschaffen. Es liegt etwa 6 Kilometer südlich von Cliff House und 140 Meter von der See. Das Becken besteht ganz aus Eisenbeton; sein Bau im Uferland und die Verwendung von Seewasser haben eine Anzahl technischer Schwierigkeiten verursacht, die aber alle überwunden werden konnten. Das Becken ist 305 Meter lang und 30 Meter breit; nur in der Mitte wurde die Breite auf 45 Meter gesteigert. Seine Speisung erfolgt durch eine Zentrifugalpumpe, die in der Minute 20.000 Liter Wasser liefert. Um durchaus reines Seewasser zu erhalten, wird das Wasser dem Ozean fern von der Küste aus einer Tiefe von etwa 65 Meter entnommen. Die Herstellung der Anlage, die etwa 30.000 Kubikmeter Wasser facht, hat rund 80.000 Dollar gekostet.

Eine „Krankheit“ des Glases. Wohl bekannt ist die Tatsache, daß jährlich auf einem Ozeandampfer für ungefähr 30-40 Tausend Mark Tafelglas zerbrochen wird. Diese recht hoch erscheinende Summe hat ein Fachmann damit zu erklären versucht, daß er festgestellt, daß salzhaltige Luft geradezu eine „Krankheit“ in dem Glas verursacht, die sich in außerordentlich leichter Zerbrechlichkeit äußert. Glas, so erklärt er, ist sehr verschieden hinsichtlich seiner Widerstandsfähigkeit. Es ist eine Regel, daß das härteste Glas in die größte Anzahl von kleinen Stößen zerbricht. Auf Ozeandampfern zeigt sich der Verfall des Glases als Folge der atmosphärischen Einwirkung durch das Entstehen kleiner Löcher, die sich in dem Material zeigen und sich sehr schnell vertiefen, so daß das Glas manchmal schon bricht, wenn man es bloß mit den Fingern berührt.

Die tiefste Stelle des Meeres scheint sich nach den neuesten Untersuchungen nordöstlich der Philippinen zu befinden. Es wurden hier nämlich 10.500 Meter gemessen.

Allerlei Hausrezepte

Sellerie erhält man weiß und feisch, indem man in einem Fagen an der grünen Spitze einige senkrechte Einschnitte macht und die Wurzel in kaltes Wasser legt, dem man eine Prise doppelt-fohlenjaures Natron beigelegt hat.

Gegenstände aus Glas wäscht man in warmem Seifenwasser und spült sie in kaltem Wasser, dem man einen Eßlöffel Essig beigelegt. Man lasse die Gegenstände einige Minuten in dem Spülwasser liegen, trockne sie dann ab und poliere sie gut. Der Essig gibt dem Glas einen schönen Glanz.

Wander-, Jagd- und Gebirgsschuhe werden wasserdicht gemacht durch Auftragen einer Mischung aus 15 Teilen Olivenöl, 2 Teilen Bienenwachs und 4 Teilen Rindertalg, bei mäßiger Erhitzung gut vermengt. Die Schuhe, vorher gut durchgetrocknet, sind leicht anzuwärmen.

Grünspan verschwindet von Kupfer- oder Messinggegenständen durch eine Abwaschung mit verdünntem Salmiatgeist. Danach werden die Gegenstände mit Kreide gepulvt.

Vertragenes schwarzes Tuch frischt man fast zu ursprünglicher Farbe auf, wenn man es mit zarter Birse, die man in Wasser taucht, in dem Eisenblätter gelocht sind, bis sie weich sind, bügelt. Man benutzt zum Kochen der Eisenblätter eine alten Topf, da die Flüssigkeit flüchtig zurückläßt. Auch achte man darauf, daß man an den Händen keine Verwundungen hat. Nachdem man den Stoff gebürstet hat, reibt man mit trockenem, dunklem Tuch nach und hängt ihn zum Trocknen auf.

Linosum wäscht man am besten mit einem Tuch und lauwarmer oder kaltem Wasser ab, weil heißes Wasser und Seife das Muster angreifen würde.

Weiteres.

Französische Anekdoten.

Vor dem Strafgericht einer kleinen Stadt hatte sich ein Taschendieb zu verantworten. Der Vorsitzende zeigte einem der Bestohlenen ein Taschentuch:

„Sie erkennen also dieses Taschentuch als Ihr Eigentum, das Ihnen gestohlen wurde, an?“

„Jawohl, Herr Präsident!“

„Ein Irrtum ist ganz ausgeschlossen?“

„Ganz ausgeschlossen, Herr Präsident.“

„Hm! Aber sehen Sie sich einmal mein Taschentuch an. Es gleicht dem anderen vollkommen.“

„Möglich, Herr Präsident“, erwiderte der Zeuge, „mir sind zwei gestohlen worden.“

Vorsitzender: „Angeklagter, warum haben Sie bei Ihrem Einbruch in das Geschäft nur Schuhe mitgenommen und das Geld in den offenen Ladenkasse liegen gelassen?“

Angeklagter: „Sie auch, Herr Präsident? Meine Frau hat mir deswegen schon genug Vorwürfe gemacht.“

Ein Magnetiseur wurde wegen Betrug angeklagt. Er verteidigte sich sehr energisch und rief zum Schluß aus:

„Hoher Gerichtshof, wenn ich wollte, könnte ich Sie jetzt alle einschläfern, um so meinen Freispruch zu erlangen!“

Väterlichen Tones unterbroch ihn der Vorsitzende:

„Ich bitte Sie, das nicht zu tun, überlassen Sie dies ruhig ihrem Verteidiger.“

Tristiger Grund. „Ich verstehe nicht, warum sich die Gäste beschwerten“, sagte der Restaurateur. „Die Suppe ist doch sehr gut.“ „Ja, Sie würden auch nicht brummen, wenn der Küchenchef zugeben würde, daß es Suppe ist, erklärte der Kellner. „Er sagt aber, es sei Kaffee.“

Das Abendkleid. „Ich möchte gern das entzückende rosa Kleid im Schaufenster haben“, sagt die Dame. „Tut mir leid, Miß“, erwidert der Verkäufer. „Das kann ich Ihnen nicht geben, das ist der Lampenschirm.“

Gallischer Humor. „Das waren Zeiten, als ich anfing! Ich kam nach Paris, ohne einen Pfennig Geld, ohne Freunde und Beziehungen! Mein ganzes Kapital war meine Intelligenz!“ — „Respekt! Respekt! Das ist schon eine Leistung, auf Nichts ein Leben aufzubauen!“

Er weiß es. „Wieviel Lungenlängel hat der Mensch?“ fragt der Lehrer die Klasse. — „Fünf!“ rät der Erste. „Einen!“ antwortet der Zweite, kein einziger weiß Bescheid. Endlich erhebt sich der Letzte und dümmelt: „Zwei, Herr Lehrer!“ — „Gut, sehr gut! — aber wie kommt gerade du zu der richtigen Antwort.“ — „Ich hab' meiner großen Schwester neulich beim Waschen zugeguckt!“

Eine Schauspielerin hatte in den Zeitungen ein Dankschreiben an einen Bühnenaugenoperateur veröffentlicht. Ein Kritiker, der dies las, meinte: „Ei, das ist schön, um wieviel sicherer wird sie von jetzt ab auftreten können.“

Aus dem Bericht eines Gendarmen . . . Nachdem ich selbst den auf der Landstraße liegenden Leichnam beaugenscheinigt hatte, jedoch äußere Verletzungen an demselben nicht zu finden waren, ließ ich den praktischen Arzt Dr. Meier bitten, sich den Toten anzusehen. Dieser stellte zunächst Wiederbelebungsversuche an; letztere waren anscheinend von Erfolg begleitet, denn plötzlich erhob sich die Leiche und emigrierte sich in südöstlicher Richtung . . .

Rätsel-Ecke.

Silberrätsel.

an an ä ba bau bri der dri e e er er eu
gau gra lei la le li li ling los mau mi ni na
nar nat nus pro ra rheim rich ros sa ja ja schi je
fen ju stein sti tri u um wig zij. Aus diesen
Silben bilde man 19 Wörter folgender Bedeutung:
1. Jagdbüchse, 2. Verzeichnung einer un-
wandelsbaren Zeitspanne, 3. Stadt in der
Ukraine, 4. Baumaterial, 5. Griechische Gottheit,
6. Blume, 7. Wurstart, 8. Männlicher
Vorname, 9. Baum, 10. Chemischer Grundstoff,
11. Schmuckstein, 12. Stadt in Kurland, 13. Dänischer
Dichter, 14. Planet, 15. Sunda-Insel,
16. König der Westgoten, 17. Gegenlag zur
Vesie, 18. Rheinische Landschaft, 19. Griechischer
Tragiker. Die Anfangs- und Endbuchstaben dieser
Wörter, nacheinander von oben nach unten
gelesen, ergeben ein beachtenswerteres Rätsel-
wort. (h = ein Buchstabe.)

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Silberrätsel: 1. Perden, 2. Aude-
nach, 3. Staffelei, 4. Jagore, 5. Jael, 6. Graupen,
7. Eister, 8. Lunge, 9. Kojov, 10. Krat,
11. Fiesco, 12. Erfurt, 13. Rhodos = Pastiche
Kücher-solperu leicht.